

geschrieben von Susanne Schwartzkopff

Oisin, der Fahrende

Die gütigen Feen hatten ihn mit einer solchen Fülle ihrer Gaben ausgestattet, wie keinen anderen der Jünglinge seines Stammes. Keinem wehten so dicht die goldbraunen Locken um die freie Stirn, keiner wußte so um die Wette zu singen mit Sturm und Meer, keiner war so schön wie Oisin, der Königssohn.

Keinem aber sah auch die Sehnsucht so aus den großen, fragenden Augen. Wer diese Augen sah, der sprach zu sich:

„Was sucht Oisin? Hat er nicht alles, was sein Herz sich wünschen kann? Ist er nicht jung und schön, eines Königs Sohn? Gewinnt er nicht jedes Menschen Herz?“

Aber obwohl sich das Lachen Oisins zuweilen hoch über alle hinschwang wie eine helle Glocke, die fragende Sehnsucht blieb in seinem Herzen und fand keine Antwort.

Wie oft hatte er als Kind am Strande des rauschenden Meeres gesessen und stundenlang auf sein Brausen gelauscht! Tag und Stunde vergaß er über dem Erleben der gewaltigen Stimme des Meeres.

Dann sprang er plötzlich auf und lief mit dem Sturm um die Wette, bis ihm der Atem ausging, oder er warf sich in die schäumenden Wogen, in denen er zu Hause war wie Wasserwesen, deren Spiel seine geöffneten Augen wahrnehmen konnten. Ihre jauchzende Daseinslust, ihr Wiegen und Wogen mit dem ewig bewegten Wasser weckten in ihm Töne, die er vor sich hinsang. Töne waren es ohne Wort und sie schufen sein Kindheitsglück.

Da gab es dunkle Grotten, in die die Wasser hineinschossen und sich verfangen. Oisins schmales Boot konnte hineinfahren in diese dunklen Gewölbe, die von außen unheimliches Licht in sich zu tragen schienen.

War er geneigten Kopfes hineingeflogen mit seinem Boot, das wie ein Stück von ihm selbst war, so hielt er sich an den schlüpfrigen Vorsprüngen der Felsen, bis das Boot an die Seite gedrängt wurde und ganz still lag. Dann sah er aus dem Schatten der Grotte hinaus ins glänzende Meer, sah blaue, grüne und silberne Lichter durcheinanderfließen. Ruhiger plätscherte das Wasser um ihn, und von den niedrigen Steinwänden hallten die Töne des Meeres so ganz anders wieder als draußen in der unendlichen Weite.

„Anders singst Du hier, o Meer!“ sang er dann vor sich hin. Träumerisch blickten die Augen hinaus. „Still bist Du geworden, denn hier bist Du ein Gefangener. Sing mir das Lied Deiner Sehnsucht, Meer, daß ich es mit Dir singen kann!“

Niemand beobachtete das Treiben des Knaben in solchen Stunden. Aber wenn er heimkehrte, dann blickten seine Augen noch fragender, noch sehnsüchtiger als sonst.

Zuweilen trieb es ihn auch in die einsame Heide. Im sonnigen Kraut, hinter einem der großen silbergrauen Felsen lag er ganz still. Auch hier lauschte er auf die Stimmen ringsum. Bienen und Schmetterlinge kannten den einsamen Knaben, sie umspielten ihn, kreischend flogen Möwen am nahen Strande auf und schossen in flinken Wendungen hin

und her auf ihrer Nahrungssuche. Blüten dufteten um ihn, die Sonne durchglühte seine Adern und immer lauschte der Knabe auf das Lied des Lebens. Soviel er davon auffangen konnte, bewahrte er in seinem Herzen und vergaß es nie wieder.

Als er etwas größer war, schenkte ihm seine Mutter eine Harfe! Nie war Oisin so glücklich gewesen! Nun hatte er einen tönenden Freund bei sich, einen Freund, dem er anvertrauen konnte, was in ihm lebte und drängte, was in ihm bebte und schluchzte und sich freute ohne Worte!

Bald spielte Oisin so schön auf seiner Harfe, daß auch die Alten sich freuten, wenn sie ihn hörten. Aber er war scheu mit seinem Spielen. Es war, als verstünde niemand, was er damit sagen wollte, als hörte niemand das, was doch in ihm lebte. In der Einsamkeit sang er seine schönsten Lieder ohne Worte.

Er war zum Jüngling herangewachsen, seine Gefährten hatten längst ihre Blicke auf ein Mädchen gerichtet, das sie zu freien hofften. Oisin blieb einsam. Seine Freunde fand er noch immer draußen im Meer, auf der Heide, in den Klippen. Versonnen war Oisin in dieser Zeit.

„Oisin sieht, was uns verborgen ist“, raunten die anderen, und sie sahen fast scheu zu ihm auf.

Immer stiller ward der Jüngling, immer häufiger führte ihn sein Weg in die Einsamkeit. Nur seine Harfe war immer bei ihm.

Noch wußte er nicht, was er suchte, noch kannte er nicht das beste Geschenk, das ihm in die Wiege gelegt worden.

Da trat er eines Tages vor seinen Vater und bat:

„Laß mich hinausziehen in die Welt!“

„Warum willst Du von uns gehen, mein Sohn?“ fragte der König verwundert. „Es ist nicht Sitte bei uns, daß die Königssöhne als Heimatlose in der Welt umherziehen!“

„Vater, noch einmal bitte ich Dich: laß mich ziehen! Es ist etwas in mir, das Tag und Nacht zu mir spricht: zieh hinaus, dort draußen findest Du Dich selbst!“

Noch verwunderter schüttelte der König den Kopf. Da legte sich Oisins Mutter ins Mittel. Sie war die einzige, die in des Jünglings Seele zu lesen verstand. Sie sah, wie ernst es ihm war, sie sah aber auch, daß er den rechten wWg für sich wählte.

„Laß ihn ziehen, mein Gemahl“, bat sie. „Oisin muß andere Wege gehen als unsere anderen Kinder.“

Dankbar sah Oisin die Mutter an, und als der Vater nachgab, schied er nach kurzem Abschied von der Heimat. Die Fremde tat sich auf. Sein einziger Gefährte war die kleine Harfe, von der er sich nicht trennen konnte. Wie hätte er sonst ausdrücken können, was ihn bewegte? Er brauchte sie nötiger als das tägliche Brot.

Lange wanderte er am Strande des Meeres dahin, blickte in die dunklen Grotten seiner Kindheit und kletterte auf die höchsten Klippen hinauf, um noch einmal alles tief in sich aufzunehmen. Denn er wußte nicht, ob er die Heimat wiedersehen würde.

Still lag das Meer vor ihm, unbewegt, schwer. Aber sein Herz klopfte leicht in seiner Brust, hoch und hell sang er ein Abschiedslied, winkte allen den kleinen und großen Wesen zu, die er oft belauscht, die ihm Funken ihrer Daseinslust ins Herz gesprüht.

„Lebt wohl, lebt wohl“, sang er, „ich muß fort, muß ein Fahrender werden, bis ich gefunden, was ich suche!“

Und von überall grüßte und winkte es, lachende Gesichter lugten hinter den Steinen hervor, eine große Welle kam plötzlich herangeflogen und legte sich wie abschiednehmend ihm zu Füßen.

Die erste Nacht verbrachte er mit offenen Augen und klopfendem Herzen unter einem funkelnden Sternenhimmel.

„Ihr Sterne dort oben in den unermeßlichen Höhen“, sang er vor sich hin, „singt mir euer Lied.“ Das Lied des Meeres kann ich euch vorspielen, das Lied des Sturms, das Lied der Sonne über duftender, warmer Heide. Nun lehrt mich euer Lied, ihr Schönen, Fernen!“

Und nachdem er lange gelauscht und gebetet, da rauschte es heran aus unendlichen Weiten, groß, erhaben, rein und klar, Töne, wie er sie noch nie gehört. Er meinte, ihm müsse das Herz zerspringen vor Freude und Seligkeit ob dieses Geschenkes. Immer wieder breitete er die Arme aus, als könnte er die Töne auffangen. Wie ein ewiger Reigen klang es von oben zu ihm herab in wundervoller Harmonie. Ganz neues Erleben brachten ihm die Klänge aus dem Sternenall.

Und als der Morgen graute, der Sternenglanz verblaßte, da griff er nach seiner Harfe und versuchte das Gehörte auf ihr nachzutönen. Wieder stieg heißes Flehen in ihm auf:

„Helft mir, meine Freunde, daß ich die rechten Töne finde!“

Da fühlte er, wie andere Hände als die seinen mit hineingriffen in die klingenden Saiten, die Töne schwellen an und erklangen gewaltig, und seine reine Seele schwang mit.

Die Sonne fand einen reich Beschenkten, der sich, gestärkt wie noch nie, auf neue Wanderschaft begab. Und während er wanderte, erklangen immer wieder in seinem Inneren die neuen Töne, er verflocht sie mit den Stimmen des Meeres und des Windes, mit dem Gesang der Sonne und dem Summen der Bienen in eine einzige, große Melodie.

Wer Oisín jetzt gesehen hätte, der hätte ihn nicht leicht wiedererkannt. Gewachsen schien er, in seinen Augen stand das Leben seiner Seele als frohes Leuchten.

Aber nun erwachte ein neuer Drang in ihm, einer den er noch nie gekannt, so lange er auf Erden weilte:

„Zu den Menschen!“

Es war wie ein Gebot in ihm, er mußte diesem Gebote folgen. Jetzt hatte er ihnen etwas zu bringen, das fühlte er, aber immer noch fehlten ihm die Worte. Seine Harfe sang und tönnte wie kein von Menschenhand gefertigtes Instrument, er konnte auf ihr leben lassen, was die Menschen kannten, und er konnte seine große Sehnsucht hineinweben, daß es einem jeden ans Herz griff, aber – es waren nur Töne.

Bald gelangte Oisín zu menschlichen Ansiedlungen. Die Menschen staunten ihn an, er sah so anders aus als sie alle. Aber als er ihnen vorspielte, ließen sie alle Arbeit liegen. Alles eilte, in seine Nähe zu kommen, um den fahrenden Spielmann zu hören.

Oisín spielte ihnen alles, was er in sich trug. Er ließ sie hinausfahren aufs offene Meer, er ließ den Sturm toben, daß die Männer die Faust ballten, und ließ die Sonne ihren Sang jauchzen, daß den Alten die Tränen in die Augen kamen und die Liebenden sich voll Sehnsucht ansahen.

Er ließ die Menschen aber auch einen Blick tun in die dunklen Grotten, in die es so reißend hineinstrudelte und in denen man doch ruhiges Wasser finden konnte und die tobende See ungefährdet betrachten.

Dann stieg als Letztes der Sternensang in die Höhe, und wieder griffen andere Hände mit hinein in die Saiten – wie hätte sie sonst so gewaltig erklingen können, die kleine Harfe?

Stumm war es ringsum geworden, stumm und versunken blieb Oisín inmitten der gebannt Zuhörer stehen. Dann zupfte ihn eine kleine Hand am Wams und rief ihn wieder zu sich.

Er wandte sich und sah einen Knaben neben sich stehen, der ihn sehnsüchtig anblickte.

„Wer gab Dir das?“ fragte die helle Kinderstimme.

Schon wollte Oisín antworten:

„Meine Mutter gab mir die Harfe“, da fiel ihm auf, daß mehr lag in des Knaben Frage, und er sagte ohne zu wissen, was er tat:

„Gott gab es mir!“

Mit diesem Wort schlug die Erkenntnis wie ein Blitz in ihn ein. Woher kam alles Große als von Ihm, den Einen, der alles geschaffen, aus dessen Hand er lebte?

Liebevoll strich der dem Knaben über das lichte Haar.

„Gott? Wer ist Gott?“ fragte der Mund des Kindes weiter.

Oisín erschrak. Wußten diese Menschen nichts von Gott, dem Schöpfer, dem Allmächtigen?

Sinnend blickte er auf das Kind. Hatte er deshalb unter die Menschen gehen müssen, um ihnen Kunde von Gott zu bringen? Fragend blickte er seine Zuhörer an. Noch standen sie alle schweigen um ihn. Diese Menschen waren karg mit Worten. Meer und Sturm hatten zu gewaltige Stimmen, sie ließen die Menschen verstummen, Einsamkeit der Heide und Wälder weckte die inneren Stimmen in der Brust.

Flammend stieg eine große Freude in Oisín empor. Jetzt war ihm geschenkt, was er immer ersehnt: er durfte singen und sagen, durfte künden und weisen verlangenden Menschenseelen.

„Bleibe ein wenig bei uns, Fremdling“, baten sie nun, als sie die Freude in seinem Angesicht hochsteigen sahen. Und er nickte. Noch fand er keine Worte.

Dann aber brach es aus ihm:

„Soll ich euch singen von Gott?“

Alle schauten erwartungsvoll auf ihn, es bedurfte keiner weiteren Zustimmung. Oisín griff in die Saiten. Seine Seele aber flehte zu Gott:

„Hilf mir, daß ich künde und singe von Dir, Du Höchster!“

Da erklang eine ganz neue Weise. Oisíns Finger schienen kaum die Saiten zu berühren, sie erklang wie aus sich selbst. Oisín aber war, als sähe er lichte, schöne Finger über die Saiten gleiten, denen er nur zu folgen brauchte.

Und eher wer wußte, was er tat, flossen ihm Worte zu zu den Tönen, Worte, die die Töne in sich aufnahmen, die mit ihnen zusammenklangen und die Töne formten zu herrlichen Bildern.

Die Töne erschufen neue Worte, es war den Menschen, als hätten sie diese Worte noch nie gehört, und doch war es ihre Sprache und war es wieder nicht. Gehoben, gereinigt, veredelt waren die Worte zur Ehre Gottes, des allmächtigen Schöpfers. Jetzt jauchzte die Sonne ihr freudiges Lied zu seinem Preisen, schrie der Sturm über dem rauschenden Meere:

„Höret Gottes Stimme! Gewaltig ist sie, noch gewaltiger als Sturmeswehen und Meeresbranden!“

Jetzt blühte die Erde zum Dank für den Höchsten, der die Sonne seiner Liebe auf sie herabstrahlte, und die Sterne schritten ihren erhabenen Reigen, um Gott damit lobzusingen.

Immer mächtiger griffen Oisíns Hände in die Harfe, aber noch mächtiger war das, was die Worte seiner Lieder in den Herzen der Zuhörer weckten. Es überkam sie eine Ahnung von der Größe und Majestät Gottes, es drängte sie, ihn anzubeten. Ohne daß sie dessen gewahr wurden, sank einer nach dem anderen der andächtig Zuhörenden, über sich selbst hinausgehobenen Menschen, in die Knie und faltete die Hände.

Nur Oisín stand wie ein Verklärter in ihrer Mitte, sang und sang. Wenn seine Mutter ihn in dieser Stunde gesehen hätte, so hätte sie gewußt:

„Nun ist meines Kindes Sehnen gestillt“.

Und auch sie hätte still die Hände gefaltet in Dank und Lob.

Endlich sank Oisín die Hand herab. Es war genug gewesen. Überreich waren sie alle beschenkt worden, er selber am allerreichsten, denn heute hatte er sein schönes Geschenk, das ihm Gott auf seiner Erdenwanderung mitgegeben hatte, gefunden. Er wußte, daß ihm ein Schlüssel zu den Menschenherzen gegeben worden, ein goldener Schlüssel, mit dem er sie erschließen und mit dem Kostlichsten füllen konnte, was es in der ganzen Schöpfung gibt, dem Wissen von Gott!

Er hatte seine Bestimmung gefunden.

Von jetzt ab wanderte Oisín von einem Stamm zum anderen, singend und kündend, lobpreisend den Allmächtigen, einzigen Gott, die Herzen der Menschen im Sturm gewinnend und einen Schatz hinterlassend, an dem sie sich für immer erquicken konnten.

Überall freuten sich die Menschen, wenn er zu ihnen kam. Und wenn er von ihnen ging, so weinten sie. Überall sollte er bleiben und verweilen, aber es zog ihn immer weiter.

„Es ist Oisín, der Königssohne“, so raunte man bald im ganzen Lande.

Seine Schönheit ward immer lichter, seine Harfe klang immer freudiger und gewaltiger, aber seine Augen hatten den sehnsüchtigen Blick verloren. Dafür lebte für immer in ihnen ein Glanz aus lichterem Welten. Niemand konnte Oisín vergessen, der ihn einmal gesehen. Seine Lieder gingen von Mund zu Mund.

Auch in seine Heimat kehrte Oisín wieder zurück. Er sah die Stätten seiner Kindheit und wußte, wie sie ihn bereitet hatten für sein Wirken. Er grüßte Eltern und Geschwister und blieb doch bei aller Liebe ein Fremdling unter ihnen. Er war Oisín, der Fahrende, die klingende Harfe, der Kündiger des Höchsten. –

Geht hin in das Land Oisíns, noch heute werdet ihr seinen Namen unter den Menschen hören. Noch ist er nicht vergessen, noch weiß man von seinen Liedern.

Es wird ein Tag kommen, da werden sie wieder aufleben, dann werden die Menschen aufhorchen und hören, daß der Königssohn, der vor langen Zeiten in ihrem Lande lebte, ihnen schon kündete das große Geschehen unserer Zeit! Denn Gott, den er so unermüdlich verkündete, in dessen Dienst er lebte unter den Menschen, er öffnete sein inneres Auge, so wie er ihm das Ohr geöffnet für die Klänge von oben, und ließ ihn schauen den Kommenden und seine große Zeit auf Erden!